



Im Boudoir.

Heft 23, V. Jahrgang.

1. September 1892.

Im Seebad.

Novelle von Marie Stora.

(Fortsetzung.)

Der Morgen, nach dem Tage, an welchem die Baronin die Bekanntschaft des Prinzen Eggen gemacht hatte, war kalt und stürmisch. Der Wind peitschte die Wellen, daß sie hoch aufschäumten in brausendem Horn. Am Strande war fast Niemand zu sehen, nur vereinzelte Spaziergänger fochten mit ihren Regenschirmen einen erfolglosen Kampf gegen den Sturm. Elisabeth hatte von dem Prinzen geträumt; kein Wunder, daß sie gleich am Morgen an ihn dachte. Er interessirte sich offenbar lebhaft für sie; ein Glück, daß sie sich in so tastvoller Weise benommen hatte. Jedenfalls imponirte sie ihm, und er hielt sie für eine erfahrene Weltbete. Sie war sehr zufrieden mit sich, und schrieb Hubert von ihrer neuen Bekanntschaft. — Gegen Mittag hatte der Sturm nachgelassen. Fräulein Theresie war nach dem Lunch in ihr Zimmer gegangen. Elisabeth fragte beim Portier nach Briefen und wollte ihr folgen, als plötzlich eine Thüre im dunklen Corridor aufging und der Prinz vor ihr stand.

»Ich wollte mir eben die Freiheit nehmen, Ihnen zu schreiben, wie trostlos ich darüber bin, Sie nicht nach Gent begleiten zu können!« sagte er nach verbindlicher Begrüßung. »Der Besuch mehrerer Freunde verhindert mich daran.«

Elisabeth erwiderte einige nichtssagende Worte; es fiel ihr nicht ein, den Grund seiner Absage irgend wo anders zu suchen.

»Was haben Sie für den Nachmittag vor?« fragte Eggen.

»O, gar nichts.«

»Ich auch nicht. Könnten wir nicht einen kleinen Spaziergang mit einander machen? Das Wetter ist nicht so schlecht.«

Sie willigte mit liebenswürdigem Lächeln ein; doch um sich eine gewisse Würde zu geben, sagte sie: »Ich will nur die Tante fragen, ob sie nicht mitkommt.«

Wäre es nicht so dunkel gewesen, dann würde ihr ein gelangweilter Zug aufgefallen sein, der plötzlich im Gesichte des Prinzen auftauchte. »Sie sollten den Frieden der alten Dame nicht stören!« bemerkte er.

»Wie rücksichtsvoll!« dachte sie, während sie die Treppen emporstieg. Theresie hatte es sich auf dem Sopha gerade recht bequem gemacht; es kam Elisabeth wirklich herzlos vor, sie ihrer Ruhe zu entreißen. So nahm sie nur Hut und Paletot, und ohne den Frieden der alten Dame auch nur mit einem Wort zu stören, verließ sie das Zimmer.

»Ich finde es reizend von Ihnen und so tapfer, daß Sie sich vor dem bischen Wind nicht fürchten.« sagte Eggen, und sah bewundernd auf die schlankte Gestalt an seiner Seite.

»Wenn uns nur Niemand sieht,« meinte die Tapfere schüchtern.

»Ach, was liegt daran! Können wir nicht miteinander am hellen Tage spazieren gehen? Sie sind eine verheiratete Frau, und ich bin ein alter, verheirateter Mann; wer kann etwas Unpassendes darin finden?«

Er hatte eigentlich Recht — aber ein schöner, alter Mann das! Er war gewiß viel jünger als Hubert.



»Nun sagen Sie, wohin gehen wir? Au den Strand?« fragte der Prinz.

»O nein,« rief Elisabeth naiv, »dort gibt es zu viele Menschen.«

Eggen lächelte. »Also gehen wir immer gradaus zum Leuchthurm. Sie sehen eine breite, gepflasterte Straße, kein Baum, kein Strauch in der Nähe. Das ist so recht ein Weg für Menschen, die einander gleichgiltig sind. Aber wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?«

»Ich danke, nein!«

Sie waren kaum ein Stück Weges gegangen, als es zu regnen begann. Der Prinz spannte einen großen Schirm auf und fragte lächelnd, ob es sich schide, daß er sie vor dem Regen beschütze? Elisabeth hatte in der Eile nur einen kleinen Spigen-schirm mitgenommen, was blieb ihr nun Anderes übrig, als ganz nahe an Eggen heranzutreten, und ihren Arm in den seinen zu legen?

»Nun sehen Sie, so geht man doch viel besser!«

»Wissen Sie, gnädige Frau, daß Sie viel zu sehr abhängig sind von Ihrer Tante?« sagte Eggen nach einer kurzen Pause.

»Können Sie denn gar nicht ohne sie ausfahren?«

»Nein, absolut nicht!« erwiderte Elisabeth mit Würde.

»Sie sind eben sehr grausam.« Er versuchte, den Arm der grausamen Frau leise an sich zu ziehen. Sie beugte sich erschrocken zur Seite.

»Das dürfen Sie nicht thun!« rief sie zürnend. Und in der Angst, daß sie ihm vielleicht ein Recht zu solcher Kühnheit gegeben hätte, fragte sie entschlossen. »Sagen Sie mir, Prinz, ganz ehrlich, glauben Sie, daß ich mit Ihnen kokettirt habe?«

»Welche seltsame Frage!«

»Das ist keine Antwort; bitte, sagen Sie schnell, ja?«

»Sie glauben also, daß wir nicht mit einander kokettirten?«

Der Baronin wurde es himmelangst. »Ich habe nicht mit Ihnen kokettiren wollen, Sie können es mir glauben,« betheuerte sie. »Wenn ich Sie ansah, da war es nur, weil etwas so Seltsames in Ihrem Blicke lag, das mich anzog.«

»Ja, sehen Sie, meine Gnädige, wenn man mit einander kokettirt, da macht man es eben auch nicht anders.«

»Aber das ist ja schrecklich! Was denken Sie von mir?«

»Ich gestehe Ihnen, daß ich mir noch nicht klar über Sie bin, Baronin,« erwiderte Eggen lächelnd.

»Wie meinen Sie das?« fragte Elisabeth, die ihn nicht verstand.

»Gestatten Sie mir, Ihnen die Antwort schuldig zu bleiben.«

Sie waren zum Leuchthurm gekommen, und suchten Schutz in einer tiefen Thürnische. In diesem Augenblick tauchte an der Biegung des Weges ein Paar auf.

»Um Gotteswillen, wenn die uns sehen!« flüsterte die Baronin angstvoll.

»Fürchten Sie nichts, ich halte den Schirm vor.«

»Sehen Sie jene Füße,« sagte der Prinz, und deutete auf die Fremde, die ihr Kleid hochgerafft hatte. »Eine Frau mit solchen Füßen könnte ich nicht lieben.«

Erschrocken sah Elisabeth auf ihre eigenen Füßchen — sie schienen ihr kein Hinderniß.

»Ich glaube, wir sollten nun umkehren,« meinte sie zaghaft.

»Wie Sie befehlen. Sie sind aber ein sehr unruhiger Geist.«

Eine gewisse Müdigkeit in seinem Ton fiel ihr auf. »Sind Sie blaß?« fragte sie.

»Leider sehr — sehr!« erwiderte er.

Ihr ganzes Mitleid erwachte. »Haben Sie denn keine Passion, keine Lieblingsbeschäftigung?«

»Nur eine einzige!«

»Das ist genug — aber welche?«

»Das Spiel!«

Entsetzlich! Er war ein Spieler. Dieses leichtsinnige Weltkind an ihrer Seite stößte ihr die innigste Theilnahme ein. Sie dachte daran, wie schön es wäre, wenn sie den Prinzen zu einem besseren, edleren Leben befehlen könnte!

Es regnete nicht mehr; sie traten den Heimweg an. Elisabeth legte den Arm in den seinen, als ob es so sein müßte.

»Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie sich vor mir nicht mehr fürchten!« sagte der Prinz.

Nein, sie fürchtete sich gar nicht mehr vor ihm. Sie träumte von seiner Zukunft. Ihr zu Liebe sollte er den Laster des Spiels entsagen; sie wollte ihn durch das herrliche Beispiel ihrer Seelengröße in die Arme seiner Gattin zurückführen. Ja, das war eine erhabene Mission, mit der auch Hubert einverstanden sein mußte. Wie aber sollte sie ihre hohe Aufgabe beginnen? Daß ein tiefes Gefühl für sie in seinem Herzen keimte, war sicher; es galt nur, die junge Pflanze zu hüten und zu pflegen in Reinheit und Tugend. Dazu schienen die ihr noch zur Verfügung stehenden vierzehn Tage ihres Badeaufenthaltes fast zu kurz; aber konnte es sich nicht fügen, daß Hubert sie abholte, daß sie eine Reise machten und der Prinz sie begleitete?

»Wie herrlich müßte es sein, mit Ihnen zu reisen!« sagte sie plötzlich sinnend.

Eggen sah sie überrascht an. »Das ist ein gottvoller Gedanke!« rief er vergnügt. »Lassen wir die Tante hier sitzen, und gehen wir durch, nach Paris, nach London, wohin Sie wollen!«

Elisabeth war empört. Wie er nur so leichtfertig scherzen konnte! »Wenn Sie noch einmal solche Scherze machen, rede ich kein Wort mehr mit Ihnen!« rief sie entkräftet.

»Wie köstlich Sie die Hornige spielen!« sagte der Prinz lächelnd. »Doch nun müssen wir uns trennen, wir dürfen nicht gemeinsam zurückkehren.«

Er küßte, mit Wärme, wie es Elisabeth schien, ihre Hand, und sie schieden. Die Baronin blieb stehen und sah ihm nach, wie er eilig dahinschritt in seinem eleganten Paletot, mit leicht vorgebeugter Haltung, als könne er die Last des vornehmen Lebens kaum ertragen — jeder Zoll ein Cavalier. Noch einmal wandte er den Kopf und grüßte mit einem fröhlichen Schwanken des Hutes. Ein unerklärliches Zagen und Bangen kam nun über Elisabeth. Wie sollte sie heimkehren? Der Portier durfte sie nicht gewahren, ihre lange Abwesenheit bei dem schlechten Wetter hätte ihm auffallen können. Sie besüßelte ihre Schritte und eilte an den Strand. Hier war kein Mensch zu sehen; der Sturmwind trieb die Wellen hoch und peitschte ihr den feinen Dänenjand

in's Gesicht. Sie kam zur Terrasse. Der Thürwächter, der sie schon von Weitem erkannte, rief ihr zu: »Aber Fräulein, wo sind Sie denn? Die Frau Mama sucht Sie seit einer Stunde.« Er hielt die Tante für ihre Mutter.

»Ich habe einen Besuch gemacht.«

Sie hatte es gar nicht nöthig, den Mann anzulügen, ihm überhaupt zu antworten; aber sie log doch in ihrer heimlichen Angst. Rasch stieg sie die Treppen empor und erreichte mit glühenden Wangen ihr Zimmer.

»Du hast mich gesucht, Tante?« fragte sie harmlos.

»Ja, Kind, ich fürchtete, daß der Sturmwind Dich entführt!« Theresie glaubte einen Witz gemacht zu haben und lachte herzlich.

»Ich war in der Conditorei, und unterhielt mich ganz gut mit dem Prinzen Eggen. Ein sehr amüsanter Mensch!«

»Nun ist es aber Zeit, Toilette zur table d'hôte zu machen. Willst Du Dich nicht umkleiden?«

»Ach nein!« erwiderte Elisabeth; sie schien sehr zerstreut zu sein. Plötzlich sprang sie auf, es duldete sie nicht in dem schwülen Zimmer. »Ich will in's Lesezimmer hinabgehen, und Dich dort erwarten,« sagte sie, und eilte fort.

Der kleine Salon war leer. Sie wollte lesen, doch nichts vermochte ihre Aufmerksamkeit zu fesseln; unaufhörlich wandten sich ihre Gedanken Eggen zu. Wie würde er es ihr einmal danken, daß sie sich seiner angenommen! Wie ein Stern wollte sie über seinem Leben leuchten, einsam für und für. Könnte sie ihm nur all' das Gute und Edle sagen, was ihr in den Sinn kam, wenn sie von ihm fern war. Es fiel ihr ein, eine Art Tagebuch zu schreiben, das wollte sie dem geläuterten Prinzen als heiliges Vermächtniß beim Abschied in die Hand drücken.

Sie begann sofort das erste Blatt. Schon schwebte ihr Geist in höheren Sphären, als eine unangenehme Stimme ihr Ohr traf.

»Frau Baronin sind beschäftigt, da störe ich wohl?« fragte Herr Frieling und setzte sich mit der ihm eigenen Unverschämtheit, die mehr einem Mangel an Lebensart, als einer verletzenden Absicht entsprang, in den der Baronin zunächst stehenden Hautenil. Elisabeth war indignirt. »Ich habe wirklich etwas sehr Wichtiges zu schreiben!« entgegnete sie, ohne anzublicken.

»Sehr stürmisch heute!« bemerkte er.

»Ja, sehr stürmisch!« bestätigte sie kurz und abweisend.

»Ich habe mich gewundert, daß Frau Baronin ausgingen.« Jetzt blickte sie auf. Sie hatte ein unbehagliches Gefühl. »Ich bin vom Lande, und da liebt man den Sturm,« sagte sie möglichst unbefangen.

»Wahrscheinlich der Herr Bruder angekommen?«

»Mein Bruder?«

»Nun ja, ich dachte nur, es wäre der Herr Bruder gewesen, mit dem ich Sie vorhin beim Leuchthurm sah.«

Ihr war, als hätte sie Jemand an der Kehle gepackt. Die ganze quälende Angst der ehrfamen Frau um ihren leichtsinnig gefährdeten Ruf erwachte in ihr. Herr Frieling mußte unter allen Umständen zum Schweigen gebracht werden.

»Der Herr ist allerdings ein naher Verwandter von mir, der in einer sehr wichtigen Angelegenheit eine Unterredung mit mir hatte — war das ein Tag der Lügen!« Sie würden mich aber zu großem Danke verpflichten,« fuhr die Baronin mit etwas verlegener Stimme fort, »wenn Sie es niemand erzählen wollten.«

»Wo denken Frau Baronin hin! Mir kommt an Discretion Niemand gleich! Es ist vermuthlich hier irgend ein Geheimniß im Spiele?« fragte er gespannt. Sein Herz jauchzte vor Vergnügen — er war ohne Zweifel einer sehr interessanten Begebenheit auf der Spur.

Die Baronin beschloß, ihn auf eine falsche Fährte zu leiten. »Es handelt sich um eine Familienangelegenheit, die gewissermaßen einen politischen Hintergrund hat.«

Also doch! Er hatte sich nicht geirrt. Es war die spannendste Situation seines Lebens.

»Ich bin überglücklich, daß Frau Baronin mich Ihres Vertrauens würdigen,« versicherte er.

Gott sei Dank, ihre Nothlage hatte sie gerettet. Sie hatte Herrn Frieling dadurch, daß sie ein Geheimniß mit ihm zu theilen schien, zum ergebenen Freunde gemacht.

Als sie am nächsten Tage mit ihrer Tante am Strande, etwas abseits von der großen Menge, lustwandelte, traf sie zufällig den Prinzen, der einsam des Weges kam. Sie erwiderte seinen Gruß mit glückstrahlendem Lächeln. Er schien ein wenig zu zögern, dann aber näherte er sich den Damen und bat Elisabeth, ihn ihrer Tante vorzustellen. Auf Fräulein Therese wirkte die Ueberraschung anfänglich lächelnd. Kaum aber hatte sie sich von der ersten Freude erholt, als sie ihre ganze Liebeshörigkeit aufbot, um den Prinzen für sich einzunehmen.

Elisabeth achtete nicht auf den Eindruck, den ihre Tante auf Eggen machte — sie fühlte sich zu glücklich. O, nun war Alles gut, jubelte es in ihr, nun würden sie immer zu Dreien spazieren gehen, und so recht nach Herzenslust mit einander plaudern. An der Art, wie seine Augen von der Tante fort und ihr zustrebten, erkannte sie, wie sympathisch sie ihm sei; doch überraschte sie der Ausdruck, der heute in seinen Blicken lag — da war nichts mehr von Ehrfurcht zu lesen; er sah fast wie in siegesgewisser Vertraulichkeit auf sie nieder.

Blötzlich gewahrte der Prinz in der Ferne mehrere Herren, die ihnen entgegenkamen, und verabschiedete sich auffallend rasch von den Damen, unter dem Vorwand, daß er von seinen Freunden erwartet werde. Er drückte Elisabeth auf eine eigenthümlich zärtliche Weise die Hand, und warf ihr, unbemerkt von der Tante, einen fast dreisten Blick zu. Sie erschrock nicht wenig darüber. Diese Veränderung in seinem Benehmen gefiel ihr gar nicht. Was sollte aus ihren Träumen werden, wenn er nicht in den Schranken demüthiger Anbetung blieb? Sie nahm sich vor, ihm bei nächster Gelegenheit eine Zurechtweisung zu ertheilen.

Nachmittags ward Elisabeth ein Brief übergeben. Sie betrachtete erstaunt die fremden Schriftzüge.

Wer mochte ihr schreiben? Da fiel ihr Gedanke auf den Prinzen — sie erbeute und eilte rasch in ihr Zimmer, um das Couvert ohne Zeugen zu öffnen. Ein Blatt fiel ihr entgegen, das in nachlässig hingeworfener Schrift folgende Worte trug: »Darf ich Sie heute wiedersehen? Ich würde Sie in der Nähe des Leuchtthurmes erwarten, aber bitte, kommen Sie allein! E.«

Das war wirklich zu arg. Er gab ihr ein Rendez-vous! Solche Kühnheit verdiente empfindliche Strafe. Sie wollte diesem leichtsinnigen Prinzen ordentlich die Wahrheit sagen und ihm unbegrenzte Hochachtung abzwängen, gleich jetzt. Sie nahm ein Briefpapier und schrieb mit ihrer zierlichen Schrift:

»Ihre Zuneigung beleidigt mich. Ich bin nicht gewohnt, heimliche Zusammenkünfte zu haben. Wenn Ihr Verkehr meine Tante schent, bedauere ich auf das Vergnügen verzichten zu müssen, Sie wiederzusehen. E.«

Sie überlas ihr Billet, einmal um es auf seine Correctheit zu prüfen, und die nächsten Male, weil die knappe Schärfe ihres Stils sie entzückte. Wahrhaftig, sie benahm sich musterhaft. Sie durfte stolz auf sich sein. Ueber die Wirkung, die ihr Brief hervorgerufen mußte, konnte kein Zweifel herrschen. Der Prinz würde tief beschämt seinen übereilten Streich bereuen, und sie vermuth-

lich bei nächster Gelegenheit um Verzeihung bitten; in seinen Augen würde die alte Ehrfurcht aufleuchten und dann, dann dürfte sie wieder an ihr Erziehungswerk denken — der rechte Boden dafür war geschaffen.

Sie faltete den Brief in ein Couvert, schrieb mit verstellter Schrift die Adresse und eilte hinab, um ihn selbst in den Schalter zu werfen. Was man doch in so einem Seebad nicht Alles erlebt! Wäre irgend ein junges Gänschen an ihrer Stelle, das könnte wahrhaftig einen unbefonnenen Streich begehen. Nun, Gott sei Dank, sie war klug und welterfahren, sie wußte sich zu rathen und zu helfen.

Seit jener Unterredung mit der Baronin versuchte es Herr Frieling auf jede mögliche Weise, in die Nähe der Damen zu gelangen. Die politische Intrigue, der er auf den Grund kommen wollte, ließ ihm keine Ruhe. Je seltener es ihm glückte, die Baronin in ein Gespräch zu ziehen, um so eifriger bemühte er sich, Fräulein Therese's Gunst zu erringen, in der Hoffnung, durch sie in die geheimnißvolle Angelegenheit eingeweiht zu werden. Therese aber zog aus dem Eifer, mit dem er ihre Gesellschaft suchte, den schmeichelhaftesten Schluß. In ihrem Herzen erwachten allerlei sinnverwirrende Träume, die sie derartig in Anspruch

nahmen, daß sie die Veränderung garnicht bemerkte, die inzwischen mit Elisabeth's Stimmung vor sich gegangen war.

Elisabeth war wieder melancholischer denn je. Ach, es war ja ganz anders gekommen, als sie es vorausgesehen hatte. Ihr Brief mußte eine schreckliche Wirkung hervorgerufen haben. Der Prinz hat nicht um Verzeihung, er zeigte sich gar nicht mehr. Kein Zweifel, sie hatte ihn tödtlich beleidigt. War es denn so schrecklich, was er ihr angethan? Dürfte sie ihm so unhöflich

schreiben? Er hatte um ein Wiedersehen gebeten, das aus Rücksicht für sie nicht unter dem Gros der Curgäste stattfinden sollte — selbst die Tante schien ihm nicht unerlässlich notwendig dabei — und sie hatte ihn auf eine so rauhe Art zurückgewiesen. Wer weiß, was er ihr sagen wollte! Nun ging es auf immer für sie verloren.

Ihre Mißstimmung wurde noch durch einen anderen Umstand verstärkt. Sie hatte seit längerer Zeit keinen Brief von Hubert erhalten. Sein, wie sie meinte, rücksichtsloses Schweigen, ärgerte und verstimmt sie. Als sie bei ihm gewesen, hatte er sie kaum beachtet, und nun schien er sie ganz vergessen zu haben.

So grollte Elisabeth und ahnte nicht, in welcher seltsamen Stimmung sich Hubert befand. Ihre Abreise hatte ihn eine Einsamkeit fühlen lassen, wie er sie nie gekannt. Seine Frau fehlte ihm überall. Er hätte nie gedacht, daß er so an sie gewöhnt war. Ihre ersten Briefe, aus denen wie verschleierte die Sehnsucht sprach, die ihr Herz nach der Heimat erfüllte, bereiteten ihm eine lebhafteste Freude, und er mußte sich recht in Acht nehmen, um nicht zärtlich zu antworten, was ihm unwürdig erschienen wäre.

Täglich aber ging er in Elisabeth's Zimmer, und immer länger verweilte er darin. Er fing an, in ihren Lieblingsbüchern



Erzherzogin Margarethe Sophie und ihr Bräutigam Herzog Albrecht von Württemberg.

erst zu blättern, dann zu lesen, und mit immer steigendem Interesse, so daß er zu seinem Staunen oft Pferde und Hunde darüber vergaß. Mit heimlicher Freude dachte er daran, wie er seine Frau mit den neu erworbenen Kenntnissen überraschen wolle, und sah ihrer Wiederkehr wie dem Aufgehen einer neuen Sonne entgegen. Da begann ein anderer Ton ihre Briefe zu durchklingen. Sie langweilte sich nicht mehr, und die Schilderungen des Prinzen nahmen ihren Anfang. Hubert's Freude wurde immer geringer; es fehlte nicht viel, da hätte er den Brief, der von den leuchtenden Augen erzählt, zusammengeballt in den fernsten Winkel des Zimmers geschleudert. Aerger und Zorn ließen ihn gar nicht antworten.

Inzwischen wurde Elisabeth's Stimmung immer trübseliger. Sie fiel sogar der alten Engländerin auf, mit der die Baronin noch immer, wenn auch nicht häufig, verkehrte. Diese theilte ihre Beobachtung Theresie mit, und Beide kamen darin überein, daß die junge Frau an Heimweh litt. Die Tante war durch diese Entdeckung aus allen Himmeln gestürzt, denn nun, so meinte sie, würde ihre Nichte die Rückkehr beschleunigen.

Und sie schien Recht zu haben. Schon am nächsten Morgen, als beide Damen beim Frühstück saßen, und Theresie's Gedanken wie immer zu Herrn Friesling flogen, sagte die Baronin plötzlich: »Wir müssen nun an die Abreise denken, liebe Tante!«

Es kostete Elisabeth keine geringe Ueberwindung, dieses Wort anzusprechen, und damit aller Hoffnung zu entsagen, den Prinzen je wiederzusehen. Allein fünf Wochen des Badeaufenthaltes waren verstrichen, und man konnte doch nicht ewig der ungewissen Erfüllung eines Wunsches entgegenträumen.

Der Tante stockten alle Pulse. »Ja gewiß, wir müssen an die Abreise denken,« wiederholte sie mechanisch.

»Wie wär's, wenn wir den künftigen Montag bestimmten?« Himmel, das war schon in fünf Tagen! »Ein sehr guter Tag!« versicherte die nie widersprechende Theresie mit blutendem Herzen.

»Oder weißt Du, es ist das Klügste, wir reisen gleich morgen! Es hält uns ja nichts zurück!« rief Elisabeth plötzlich mit der Freude, die jeder schnelle Entschluß lebhaften Naturen verleiht. So brach sie die Brücke hinter sich ab, die sie noch zu mancher Thorheit hätte führen können.

»Aber bitte, bleiben wir nun bei morgen!« bat die Tante, die ein weiteres Vorwärtstürmen der Entschlüsse fürchtete. Sie erhob sich. »Ich will nur Tim sagen, daß sie die Koffer packt, und komme gleich wieder.« Sie hoffte Herrn Friesling zu begegnen, und wollte von seinem Antlitz den Eindruck lesen, den diese nieder-schmetternde Kunde auf ihn machen würde. (Schluß folgt.)



Reinchen will in's Kloster.

Von Geza Gárdonyi.

Kostenlos übergeben von Oscar v. Krüden.

Nachdruck verboten.

— 10. Juni.
Ich that ein Gelübde, Nonne zu werden. Die Nonnen sind lieb und gut, und haben ein reines Herz. Gott hat sie gern. Ich konnte mir das Himmelreich nie ohne Nonnen vorstellen.

Seit drei Tagen bin ich zu Hause. Ich durchstreifte Wald und Flur. Der Wald ist jetzt feierlich und ernst. Die Bäume beten, die Bienen singen und die Seelen der Blumen steigen zum Himmel empor. Die Felder und Fluren haben noch dasselbe Aussehen, wie vor fünf Jahren. Die großen, weißen Gänse führen kleine, gelbe Gänsechen im Geleite spazieren. Wie seltsam, daß ich Julie nicht mehr vorfinde. Ein anderes Mädchen hütet jetzt die Gänse. Julie ist herangewachsen und hat geheiratet, die Arme. O, mein Gott! Ihr Mann hat sie schon zwei Mal geprügelt!

Rama sagte, daß ich auch schon ein großes Mädchen sei; es werde nun bald an der Zeit sein, mich zu verheiraten. »Niemand! Niemand!« rief ich verzweifelt. Und ich ging in den Garten hinaus. Ich verbarg mich zwischen den Johannisbeersträuchern und weinte.

— 11. Juni.
Heute war Herr Balogh bei uns. Ein junger Grundbesitzer. Unser Nachbar. Er will mich heiraten. Und er ist es, der nicht zugeben will, daß ich Nonne werde.

Ich fühlte, wie ich bleich wurde. Meine Glieder bebten. Ich sah ihn an, wie man einen Räuber anblicken mag, und ließ ihn in meinen Augen lesen, daß ich ihn hasse. Er lächelte und ergriff meine Hand. Er wagte es, sie anzufassen! Dann meinte er, sie sei klein und weiß.

»Rama,« sagte ich und riß meine Hand los, »ich habe Kopfschmerz.« Die Mutter gab dem Jag die Schuld. Kathi vergesse immer sechs, acht Fenster zu schließen, wenn sie mit dem Abhänden fertig sei. Ich küßte der Rama die Hand, grüßte Herrn Balogh mit einem kurzen, eiligen Kopfnicken und begab mich in mein Zimmer.

In der That, ich war betäubt. Infolge der ausgestandenen Aufregung durchglühte mich fieberische Hitze. Ich schaute meine Hände an. Sie sind wirklich klein und weiß. Wie gut wird es mir lassen, wenn ich sie in der Kirche zum Gebete falte.

Ich sank auf das Canapé, und wie ich so ruhte, kam es mir vor, als ob das Kleid der Nonne in meiner Nähe rausche. Ich schloß die Augen. Ich vermog auf diese Weise ihre Erscheinung mit immer hervorzuufen. Da stand sie nun vor mir in ihrem dunkelblauen Gewande und dem über ihre Schultern herabwallenden großen, weiten Kragenmantel, himmlische Güte auf ihrem geheiligten, bleichen Antlitz, und tiefe Andacht in den nachblumenblauen Augen. Um mich herum höre ich das

einschlüpfende heilige Brausen der Orgel. Und die Abtissin flüstert: »Wohet Acht, daß Ihr nicht in Versuchung geführt werdet!«

O, man begreife ich erst die heilige Mahnung, jetzt erst erleuchtet sie mich! Der Versuchter ist erschienen. Mein Herz, meine Seele, nun seid stark!

— 12. Juni.
Heute war Familienrath. Papa sagte, er habe Herrn Balogh's Besingung angehört und im Grundbuche nachschlagen lassen. »Die Heirat ist wünschenswerth.« Damit schloß er den Bericht und setzte seine Pfeife in Brand, ohne mich auch nur um meine Meinung befragt zu haben.

Rama nickte fortwährend mit dem Kopfe, sah mich dann hinter dem Augenglas hervor an, und wiederholte leise: »Die Heirat ist wünschenswerth.«

»Papa,« sprach ich mit ersüßter Stimme, »ich möchte Nonne werden.« Daraufhin warf Papa den Fißbus zu Boden, wendete sich heftig zu mir und rief zornig: »Kommt mir nicht wieder mit Deinen Nonnen, die Alle...«

Ich hielt mir die Ohren zu und lief in mein Zimmer, um seine Lästerung nicht zu hören. O, wie schrecklich ist doch dieser Papa manchmal! Man merkt ihm an, daß er nicht von Nonnen erzogen wurde.

— 13. Juni.
Kathi, welche durch's Schlüßelloch den weiteren Verlauf des Familienrathes belauscht hatte, erzählte mir dann, daß man mich zur Heirat nicht mehr zwingen werde; Herr Balogh möge auch weiter in's Haus kommen, so oft es ihm beliebt, aber zu mir werde man nichts mehr über die Sache reden. In meiner Freude schenkte ich Kathi das Bild der heiligen Genoveva, auf welchem Schwester Theresia geschrieben hatte: »Reinchen Nagy zum Lohne für die Tugend des Schweigens.«

»Nun magst Du schon kommen, Versuchter!« dachte ich. — Und er kam auch.

Wieder mit derselben lächelnden Miene. Er kann nichts — als lächeln. Sein Schnurrbart sieht aus, als ob er sich zwei kleine schwarze Büchel unter die Nase geklebt hätte. Er bat mich, eine Rose von ihm anzunehmen, sie komme aus seinem Garten. Ich gab der Lockung nach. Er möge sich aber nur nichts einbilden. Ich werde ihn schon zur rechten Zeit, im Vollgefühl seines Triumphes, vernichten. Ich nahm seine Rose an und steckte sie in's Haar.

»O, wie schön Sie sind!« rief er begeistert. »Sie sind schöner als eine Aee!«

Ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht schoß. Im Geheimen war mir auch schon der Gedanke gekommen, daß ich schön sei, aber nie war es mir noch eingefallen, ich könnte so schön sein wie eine Fee.

Dann redete Herr Balogh noch manche Sonderbarkeiten zusammen. Er fragte mich, welches meine Lieblingsfarbe sei, ob ich gerne tanze, welchen Dichter ich am liebsten hätte, ob ich schon im Theater gewesen sei, und ob ich unter den Bäckereien der Mandeltorte oder den »Büffeln« den Vorzug gäbe.

Auf all' diese Fragen theilte ich ihm meine Ansichten mit ernster und strenger Gemessenheit mit: Meine Lieblingsfarbe sei blau, mitunter gefiele mir aber auch die rosa Farbe; daß ich nur dann tanze, wenn ich dazu Gelegenheit hätte; daß ich unter Diktoren Gellert den Vorzug gebe; im Theater sei ich wohl noch nie gewesen, daß ich aber beabsichtige, daselbe zu besuchen, wenn ein moralisches Stück gegeben werde; und was das Backwerk beträfe, so würdige ich sowohl die Mandeltorte, als auch die Büffeln.

Daraufhin ergriff Herr Balogh meine Hand und sprach: »Knechten, Sie sind das liebendwürdigste Mädchen auf Gottes Erdboden.« Und bevor ich es verhindern konnte, hatte er einen heißen Kuß auf meine Hand gedrückt.

Ich stellte ein Lavoir mit kaltem Wasser neben das Bett und tauchte die Hand in das Wasser. Aber der Kuß blieb haften; er brannte mir auf der Hand. Mein Blut war in einer seltsamen Bewegung. Manchmal erhob ich mich aus dem Bette, nahm die Kerze in die Hand, und stellte mich vor den Spiegel. Die Nase paßte mir wirklich gut zum Haar, und ich war schön.

Ich betete inbrünstig zu Gott, daß er mich von diesem eiteln Gedanken befreie, und mich von Cherubinen und Engeln träumen lasse. Gott erhörte mein Flehen nicht; ich sah die ganze Nacht Herrn Balogh lächeln.

— 16. Juni.

Heute entschied ich mich. Ich faßte den Entschluß, mit Herrn Balogh ernstlich zu sprechen; ich wollte ihm sagen, daß er sich keine Hoffnungen machen möge, daß ich mich von meinen heiligen Absichten niemals werde abbringen lassen.

Er kam auch richtig, und hatte eine malerisch schöne Halsbinde umgebunden. Sein Schnurrbart war steif gewickelt. Er verneigte sich und sagte: »Gestatten Sie, Knechten, daß ich Sie als meine Königin betrachte.« Auf diesen Wunsch war ich nicht vorbereitet. Vergeblich hatte ich mir vorgenommen, daß ich heute klug sein werde; ich wußte ihm nicht zu antworten.

Wir Beide waren allein im Garten. Ich saß auf einem Sessel. Er stand. Ein leichter Lusthauch fächelte uns den Duft der Rosen, gegen welche ein schwarzgelber Schmetterling hinsegelte.

»Fangen Sie ihn!« rief ich, um meiner Verwirrung zu entriemen, und ließ dem Schmetterling nach.

Herr Balogh riß den Hut herunter. Der Schmetterling flog uns davon. Wir lachten und lachten. Auf ein Mal war der Schmetterling verschwunden, und wir standen am Waldestrande mit weit geöffneten Augen und starrten uns gegenseitig in die gerötheten Gesichter.

— 20. Juni.

Ich muß gestehen, dieser Herr Balogh ist ein lieber Mensch. Heute hielt er mir zwei Strähne Baumwolle zum Abwickeln; den letzten Faden hatte er schelmischer Weise an seinen kleinen Finger gebunden, und wollte sich von mir auch abwickeln lassen. Dann schrieb er einen Vers an mich. Der gute Gott mag wissen, auf welche Weise es Herrn Balogh gelang, sein Gedicht in meinen Arbeitskorb hinein zu schmuggeln. Ich fand es drinnen. Es ist eine schöne und interessante Poesie. Ich copirte auch die Verse sogleich und sandte sie an Schwester Theresia, die ich jedoch hat, die Sache geheim zu halten.

— 23. Juni.

Heute ereignete sich etwas Großes. Wir saßen neben dem Dienstkorb. Meine Schürze war voll von Hollunderblüthen, die mir Mama zu sammeln aufgetragen hatte. Sie macht daraus den guten Hustenthee für den Winter. Herr Balogh half mir. Ich versprach ihm zum Lohn, daß er, wenn er husten sollte, auch von dem Thee bekommen werde. Darauf erwiderte er, daß er gewiß

husten werde, und wenn ich ihm dann nicht selbst den Thee kochen wollte, so sei es leicht möglich, daß er sterbe. Darauf wußte ich wieder nicht, was zu erwidern. Dieser Herr Balogh hat so seltsame Gedanken, daß man ihm wirklich nicht folgen kann.

»Knechten,« sagte Herr Balogh in zärtlichem Tone hinzu, »wissen Sie, daß ich Sie sehr liebe?«

Durch das Laub fielen glänzende Lichtstrahlen auf den Boden. Die Bienen summten, die Vögel sangen. Alles rings umher war eitel Melodie. Mir war's, als hätte ich etwas gesagt, allein ich hatte gar nicht gesprochen.

»Knechten, meine Seligkeit!« sprach Herr Balogh und ergriff zärtlich meine Hand.

Nun kehrte ich zur Besinnung zurück. Ich erinnerte mich auf's Neue der Nonnen. Alles stand lebhaft vor mir: Schwester Theresia mit ihren zarten, kleinen Pflanzhänden und himmelwärts blickenden Augen; die heilig tönenden Gloden; in der Kirche das schöne Deckengemälde, das auf den Wolken schwebende Himmelsreich darstellend; die Orgel; das geheimnißvoll verschleierte Allerheiligste und der im Weihrauchnebel schwimmende, von kleinen Flämmchen bekränzte Altar.

»Herr Balogh,« sprach ich mit gepreßter Stimme, »ich will Nonne werden.«

Die Sonnenstrahlen schwanden. Der Schatten des Nußbaumes wurde dunkler. Die Bienen verstummten. Herr Balogh schaute zum Himmel empor und sagte dann: »Es wird regnen.«

— 24. Juni.

Die ganze Nacht konnte ich kein Auge schließen. Ich weinte. Ich bedauerte den armen, guten, lieben Herrn Balogh, ich fühlte mich ihm gegenüber schuldig, ohne mein Vergehen gegen ihn herausfinden zu können. Es reute mich, ihn betrübt zu haben. Der arme Herr Balogh, er hat mich niemals gekränkt.

Ich erhob mich im Bette auf die Kniee und suchte zu Gott, daß er ihn bald trösten möge, sehr bald, morgen schon.

Ich fühlte, daß Gott mein Gebet erhört hatte. Herr Balogh wird wieder fröhlich sein, wie früher.

— 25. Juni.

Mama hielt mir eine Strafpredigt, weil ich mir durch das unablässige Öffnen der Fenster Kopfschmerz zuziehen würde. Ich hatte alle Fenster geöffnet. Sie dachten, ich wollte den Tabakrauch hinausziehen lassen, während ich doch Herrn Balogh erwartete.

Nachmittag zitterte ich schon vor Unruhe. Ich ging auf die Wiese hinaus, bis an den Waldestrand. — — — Er kam nicht.

— 27. Juni.

Endlich ist er gekommen! Er war ungewöhnlich ernst. Ich dachte, er sei krank, allein ich wagte nicht, ihn darum zu befragen. Auch nicht um etwas Anderes, was ich gern von ihm erfahren hätte: nämlich, welche Ansichten er über die Nonnen habe.

Als die Mama aus dem Zimmer hinausging, setzte er auf: »Was fehlt Ihnen, Herr Balogh?« fragte ich theilnehmend.

»Fräulein Knechten,« erwiderte er traurig, »wir sehen uns zum letzten Male.«

Ein kalter Schauer überlief mich; nein, kein kalter, sondern ein sonderbarer, kalt-warmer.

»Fräulein Knechten,« fuhr er mit herzerschütternder Stimme fort, »Sie sagten, daß Sie Nonne werden wollen?«

»So ist es!« bestätigte ich mit gepreßter Stimme.

Herr Balogh setzte nun traurig fort: »So beschloß denn auch ich, dem weltlichen Leben zu entsagen. Wenn Sie Nonne werden, so werde ich Mönch.«

Ich fiel fast in Ohnmacht. Es wurde mir dunkel vor den Augen. Ich faßte mich mit der Hand an der Stirne und sah ihn so, halb todt und halb lebendig, an.

»Gott behüte Sie!« sprach er mit zitternder Stimme und ergriff meine Hand, um sie zu fassen. Ich war nicht im Stande, einen Ton hervorzubringen. Ich hielt nur seine Hand, hielt sie fest in der meinen; dann erhob ich mich plötzlich und umschlang seinen Nacken mit den Armen. Ich umfieng ihn aus voller Seele.

— — — Nein, ich lasse ihn nicht Mönch werden.

Himmel und Hölle.

Roman in vier Büchern. Von J. von Kapff-Effenthaler.

(Fortsetzung.)

III.

Gegen Mittag desselben Tages war Doris beschäftigt, ihren Kleinen zu baden, und diese anmuthige Beschäftigung machte sie für eine Weile die Angst um ihren Mann vergessen. Da schellte es draußen. Nach wenigen Minuten trat die Köchin mit verwunderter Miene herein.

»Ach — gnädige Frau — nun muß ich Ihnen doch Alles sagen!«

»Was ist es — nur rasch — rasch!«

»Gestern — jene Dame...«

»Ich weiß davon!« machte Doris ungeduldig. Hellmuth hatte ihr die Dame als eine Schauspielerin bezeichnet, welche eine Empfehlung haben wollte. »Nun also — die Dame?«

»Der Herr, gnädige Frau, hatte mir streng verboten, diese Dame wieder vorzulassen. Ich sollte nur immer sagen, es wäre Niemand zu Hause — kein Wort mehr! — Jetzt eben ist die Dame wieder an der Thüre — ich sage ihr, was mir aufgetragen wurde. Sie aber antwortet: Ich weiß, daß der Herr nicht zu Hause ist — wohl aber die Frau! Sie sagte das in so eigenem, böshafem Tone: die Frau! — Ich habe unten beim Portier gefragt — und ich muß sie sprechen diese Frau! Ich glaube nicht... will ich antworten, da reißt sie mir die Thüre aus der Hand, drängt sich herein und geht geraden Weges ins vordere Zimmer hinein. Und in ganz bösem, drohendem Tone ruft sie mir zu: Ich gehe nicht von der Stelle, bis ich nicht Ihre Frau gesprochen habe! Nun sitzt sie drinnen im Zimmer — denken Sie nur, gnädige Frau — ich kann wahrhaftig nichts dafür...«

»Kengstigen Sie sich nicht, Anna, es hat nichts auf sich. Ich werde mit der Dame sprechen.«

Doris fühlte sich beinahe erleichtert. Wenigstens wußte sie jetzt, worum es sich handelte. Hellmuth hatte wohl in früheren Jahren eine Bekanntschaft gehabt, hatte wahrscheinlich Versprechungen gemacht, diese dann nicht eingehalten. Nun überfiel ihn die Person mit einer unverkennbaren Forderung, und er hatte nicht den Muth, ihr — Doris — die volle Wahrheit zu sagen. Sie hob den Knaben aus dem Bade, und übergab das zappelnde, kleine Wesen dem Mädchen. Vor ihrer Seele stand bereits die angenehme Vorstellung, Hellmuth heute mit der Mittheilung zu überraschen: »Ich weiß Alles und es ist gut — verwunden — vorüber!«

Leichten Herzens warf sie die Schürze ab und trat in das Empfangszimmer. Aber der Muth sank ihr, als sie die Thüre hinter sich hatte. Ein kalter Schauer ging durch ihre Glieder. — Diese Person mit dem geschmiakten Gesicht, mit dem herausfordernden Wesen, mit dem kalten, bösen Blick — Hellmuth hatte sie geliebt — kein Zweifel: er hatte sie geliebt.

»Herr Wille hat Ihnen wohl von mir gesprochen?« sagte Gerda kalt und höhnisch. »Ich bin seine Frau!«

Doris prallte zurück. Die Todtgegläubte also war es, und Hellmuth schuldete ihr noch Geld, eine große Summe sogar. Nun war das Räthsel gelöst. Die Vorstellung aber, daß diese Hellmuth's Frau gewesen — daselbe, was sie jetzt war — dieser Gedanke erfüllte sie mit Grauen.

»Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen mögen?« hauchte Doris, wie vor einem Schreckgespenst zurückweichend.

»Was ich von Ihnen will?« fuhr Gerda hart und hochmüthig fort. »Sie heucheln, wenn Sie nicht wissen, was es ist! Ich verlange mein Recht!«

»Hellmuth wird Ihnen geben, was Recht ist — mit allen Opfern — bis an die Grenze der Menschenmöglichkeit!« stammelte Doris, nicht und nicht zitternd und erbleichend. »Weshalb zweifeln Sie daran?«

»Ich will kein Geld!« schrie Gerda. »Ich will meinen Platz in diesem Hause!« rief sie giftig hervor.

»Ich verstehe Sie nicht... was wollen Sie?«

»Keinen Platz in diesem Hause!« beharrte Gerda. »Sie gehen und ich bleibe. Das ist die einfachste Sache von der Welt. Hellmuth Wille bedarf keiner Freundin, keiner Haushälterin — er hat ja eine Frau!«

»Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen! Gewiß — Hellmuth Wille bedarf keiner Haushälterin, keiner Freundin, er hat eine Frau — er hat eine Frau — er hat ja mich! Was also wollen Sie eigentlich?«

»Hat man je solche Frechheit gesehen,« zeterete Gerda. »Sie thut wirklich, als ob sie seine Frau wäre!«

»Was soll ich denn sonst thun?« fragte Doris ganz einfältig.

»Was Sie thun sollen? Gehen! Ich — seine rechtmäßige Frau bin da...«

Doris sagte sich ein wenig. »Sie sind im Irrthum, Madame! Ich weiß nicht, weshalb Sie dies Spiel mit mir treiben... Ich bin völlig unterrichtet; ich weiß, daß Ihre Ehe mit meinem Manne geschieden wurde...«

»Sie lügen oder — faulen! Meine Ehe ist niemals geschieden worden, und wird es so leicht nicht werden! Sie lügen oder — er hat Sie betrogen, wie er mich betrog!«

»Keines von Beiden!« sagte Doris, noch immer im festen Glauben an ihren Mann. »Die Ehe wurde geschieden, denn sonst hätte Hellmuth sich nicht wieder verheirathen können, und er hat sich wieder verheirathet! Ich bin seine Frau — wie Sie übrigens ohne Zweifel wissen!«

»Ich weiß nur das Eine, daß Sie der Welt dies Gaukelspiel vormachen. Er gibt Sie für seine Frau aus — der Glende! Aber Sie sind es nicht — es ist eine freche Komödie...«

»Rühigen Sie sich!« sagte Doris jetzt ganz ruhig. »Ich weiß nicht, wegen welchem Endzweck Sie mich mit Ihren sinnlosen Beleidigungen überfallen. Ich höre Ihnen nur noch zu, weil ich vermute, daß Sie eine Unglückliche, eine Schwergetroffene sind. Wenn Sie es jedoch wirklich noch nicht wissen, so mögen Sie es von mir erfahren: »Ich bin Hellmuth's rechtmäßige Frau! Hier mein Trauring. Den Traufschein kann ich Ihnen nicht zeigen, er ist mir nicht zur Hand. Wenn Sie jedoch zweifeln, so begeben Sie sich nach der protestantischen Kirche — man wird Ihnen dort die vollzogene Trauung aus dem Kirchenbuche nachweisen.« Gerda verstumte für einen Augenblick. Sollte es Hellmuth wirklich gewagt haben...?«

»Ich weiß nicht, ob Sie durch Rechtsunkennntniß oder durch irgend welchen anderen Umstand irreführt worden,« fuhr Doris muthig fort. »Wahrscheinlich lebten Sie in dem Wahn, daß die erfolgte Scheidung Hellmuth kein Recht zur Wiederverheirathung gäbe. Aber dem ist nicht so! Er durfte von Neuem vor den Altar treten, und er hat es auch gethan! Ich bin seine Frau, und ich bitte Sie, dieser peinlichen Unterredung ein Ende zu machen und zu gehen...«

Frau Gerda, die sich bei Doris' Eintritt erhoben hatte, nahm jetzt mit Ostentation in einem Sessel Platz. Mit einem Schläge fühlte sie sich Herrin der Situation — sie triumphirte.

»Ich und gehen? — Sie träumen! Wenn Eine von uns Beiden das Recht hat, zu bleiben, so bin ich es! Und ich bleibe — ich rühre mich nicht fort!... Ich bin die rechtmäßige Frau hier!... Hellmuth Wille hat zu überlegen! Ihre Ehe aber ist ungiltig! Deshalb folgen Sie meinem Rath: Gehen Sie gleich — es ist das Beste. Ich werde Sie auch nicht als Diensthoten dulden — merken Sie sich das!«

Doris wollte lächeln — der Fremden nochmals die Thüre weisen. Hellmuth hatte ihr ja gesagt, er sei frei... Aber auf einmal dunkelte es vor ihren Augen. Etwas Furchtbares kam über sie — der Zweifel!

Von allen Seiten überfiel es sie, wie ein Heer unsichtbarer Feinde. Hatte Hellmuth nicht immer einen geheimnißvollen Schleier über seine erste Ehe gebreitet? Hatte er Doris nicht die gewünschte Auskunft verweigert? Schien er nicht oft seltsam bedrückt? Und mit einem Schläge reichte sich Glied an Glied der Kette: Hellmuth hatte die Andere für todt oder doch für verschollen gehalten, und ohne gesetzliche Scheidung der ersten Ehe eine zweite mit ihr geschlossen. Und nun war jene erste Frau zurückgekehrt — daher sein Schreck, sein maßloses Entsetzen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie nach der Anderen, die mit so siegesgewisser Miene, mit herauffordernder Miene dasaß.

Aber der Abscheu vor der Anderen gab ihr äußere Fassung, und sie sagte: »Es wird Ihnen alles Recht werden, welches Sie zu fordern haben — auch wenn es wirklich so ist, wie Sie sagen. Noch begreife ich es nicht. Aber ich werde Hellmuth nicht im Wege stehen, wenn er eine harte Pflicht erfüllen muß. Jedenfalls bin ich ihm in bestem Glauben zum Altar gefolgt — war ihm ein treues, liebendes Weib — und was immer Sie gegen uns beginnen — Sie werden mir sein Herz nicht rauben!«

Gerda fand keine Antwort, und Doris verließ in ungebeugter Haltung das Zimmer.

Sie fiel nicht in Ohnmacht — sie zitterte nicht... Sie fühlte kaum den Zusammenbruch ihrer Existenz... Nur der eine Gedanke lebte in ihr: Hellmuth hatte aus Liebe zu ihr das Schreckliche gethan — aber es war ein Unrecht und es mußte ungeschehen gemacht werden!

Als Hellmuth an die Thüre des von Gerda bewohnten Hotelzimmers klopfte, antwortete sonderbarer Weise eine männliche Stimme. Er glaubte, sich in der Thüre geirrt zu haben, aber die Nummer stimmte — er war auch gestern hier gewesen. So trat er denn ein und fand sich einem ältlichen Herrn gegenüber, welcher erklärte, ebenfalls Frau Gerda Wille zu suchen. Man habe ihm, angeblich in ihrem Auftrage, das Zimmer geöffnet. Hellmuth betrachtete den Fremden mit Mißtrauen und Widerwillen, aber der alte Herr — er trug eine auffallend dicke, goldene Uhrkette, sah aber sonst wenig elegant aus — kam ihm mit der größten Gemüthlichkeit entgegen.

»Sollten Sie am Ende gar der Herr Doctor Wille sein?«

»Mein Name... Sie wünschen?«

»Mein Name ist Dobransky, aus Besselsitz — Zuckerraffinerie. Ich kenne das Rädel länger als Sie, Herr Doctor.«

Hellmuth errieth nun, wen er vor sich habe. Niemand Geringeren als Gerda's väterlichen Freund und Gönner; er suchte sich zu fassen — ruhig zu bleiben. Sollte ihm etwa ein glückliches Ungefähr noch in zwölfter Stunde ein Mittel in die Hand geben, auf Gerda's Entschlieungen einzuwirken? Dobransky konnte ihm noch Rettung bringen. Dieser aber — er nannte Gerda consequent das »Rädel!« — begann gemüthlich: »Das Rädel hat mir Nothgeschichten der schlimmsten Art von Ihnen erzählt. Ich hab' nicht Alles geglaubt, denn die Gerda tangt, unter uns gesagt, nicht viel — und ich dachte mir gleich, als sie mir ihre Verheirathung mittheilte: Wenn das nur nicht schief geht! Und richtig — nach einem Jahre war die Herrlichkeit pfutsch! — Nun habe ich seit drei Jahren nichts von dem Rädel gehört, da schreibt sie mir auf einmal, sie sei zurück aus Amerika und käme nach Wien. Und da ich gerade eine große Partie Rohrzucker hier lagern habe, so denke ich mir: »Hähest Du hin und siehst nach dem Rädel; denn ich möchte doch nicht, daß sie ganz zu Grunde geht!... Sagen Sie mir doch: Wie denken Sie denn eigentlich über die Sache, Herr Doctor?«

Hellmuth konnte seine Meinung unmöglich eben so frei äußern, wie sein neuer Bekannter, und begnügte sich, zu bemerken, daß er dringend die Scheidung wünsche, und dieselbe bisher nicht durchsetzen konnte. Ganz ohne Nähe brachte es Hellmuth dazu, von der Vergangenheit zu sprechen.

Gerda war mit einer Wardenstruppe letzten Ranges nach Besselsitz gekommen, um dort zu »mimen«; der Provinzsinne gemäß war sie einmal bei ihm erschienen, um ihn persönlich zu ihrem Benefice einzuladen. — Er war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, Besitzer einer sehr einträglichen Zuckerraffinerie, Wittwer, und für einen großen Theil des Jahres, nämlich für die Dauer der Zuckercampagne, an das böhmische Reich gefesselt. Er verliebte sich in das junge, hübsche Mädchen, und als dieses ihm den Wunsch ans Herz legte, sich anzubilden — sie besaß »Talent« und hatte nur kein Geld, um etwas für Lehrmeister anzugeben zu können — so ließ er sich leicht dazu bewegen, die Rolle des Récitants zu übernehmen. Aber das Rädel blieb hinter allen Erwartungen zurück. Gerda konnte sich darüber selbst nicht täuschen, und so brütete sie nun einen anderen Plan aus: sie wünschte, von ihrem Freunde geheirathet zu werden. Dieser aber besaß erwachsene und halb-erwachsene Töchter, und wagte diesen Schritt nicht. So wurde Hellmuth zum Opfer auserkoren.

»Meine Töchter sind jetzt verheirathet,« schloß Herr Dobransky, »und ich bin ganz allein — am Ende könnte ich jetzt durchsehen, das Rädel zu heiraten, ohne mich mit meinen Kindern zu überwerfen. Was meinen Sie dazu — he?«

Hellmuth hatte nicht den Muth, dem biederen Zuckerraffineur zuzureden und ihm Gerda als Frau zu empfehlen. In seiner jetzigen Lage konnte er nur darauf bedacht sein, Gerda's Schweigen zu erkaufen. In dessen sah er mit wachsender Ungeduld nach der Uhr. Fast eine Stunde war vergangen und Gerda kam nicht. Ganz plötzlich bemächtigte sich seiner eine entsetzliche Befürchtung. Wenn Gerda ihn nur hierher gelockt hätte, um seiner Abwesenheit vom Hause sicher zu sein?

Der Angktschweiß brach ihm bei dieser Vorstellung aus allen Poren und trotzdem stieg die Wahrscheinlichkeit seiner Vermuthung von Secunde

zu Secunde. »Sie kommt nicht — kommt nicht!« rief er. »Ich muß sie suchen!« Und mit flüchtigem Gruße an den erstarrten, neuen Bekannten stürzte er davon.

Die äußere Entröthüre stand offen, als Hellmuth athemlos nach Hause kam. Wer war gekommen — wer gegangen? Mit bestürzter Miene trat ihm Anna entgegen: »Die gnädige Frau ist eben mit den Kindern fortgefahren... ich soll noch einige Koffer packen... sie wird sie holen lassen.«

Er stieß einen lauten Schmerzensschrei aus. Nun war's geschehen — der Todesstreich war gefallen — er, der Unselige, hatte es nicht verhindern können!

Anna übergab ihm einen kleinen Zettel, auf den Doris geschrieben hatte: »Ich gehe zum Vater — sei meinethwegen ganz ruhig und thue, was Du für nöthig haltest.« Kein Wort der Liebe für ihn... die guten Geister wandten sich von ihm... die Hölle siegte!

Wie ein Verzweifelter stürzte er durch die leeren, verwüsteten Zimmer. Da stand noch das Badewasser des kleinen Leo — da lag noch Helminen's Puppe — daneben Doris' Morgenhäubchen. Die Schränke standen noch offen, aus denen Doris das Nothwendigste zusammengerafft hatte. Und diese gräßliche Stille und Leere... zuletzt kam er in sein Arbeitszimmer.

Wie neulich, so sah Gerda wiederum da — sie war hier, und mit voller Ruhe, mit triumphirender Sicherheit trat sie ihm entgegen. »Ich weiß Alles,« donnerte sie ihm zu, »und ich zeige Dich an — ich lasse Dich verhaften, wenn...«

Sie konnte nicht vollenden, denn er hatte sie an der Kehle gepackt und schüttelte sie — einen Augenblick war ihm, als müßte er sie erwürgen. Sie schrie wie besessen, und er ließ sie los.

»Bist Du verrückt?« leuchtete sie. »Du sollst doch — wie jetzt die Dinge stehen — flug sein, und Dich mit mir vertragen.«

»Lieber sterben!« schrie er. »Ich habe nichts mit Dir gemein — böses Weib! Du Mörderin!«

Er stürzte davon. Sein Himmel war in Trümmer gegangen — die Hölle hatte ihn, und für immer!

»Nun, wenn er keine Verunft annehmen will — so zeige ich ihn an — noch heute!«

Hellmuth war fort. Sie hörte ihn die Entröthüre zuschlagen. Auch das Gänschen war gegangen und sie, Gerda, blieb hier. Die Beiden würden wohl nicht wiederkommen. Hellmuth wanderte ins Gefängniß, und dann blieb sie, Gerda, Herrin dieser hübschen Wirklichkeit hier. Das war immerhin keine äble Beute.

IV.

Man glaubte in der Aufnahmefanzlei des Landesgerichtes, es mit einem Geistesgehörten zu thun zu haben. Der Selbstankläger schien der besten Gesellschaft anzugehören, und seine Selbstbeschuldigung klang so ganz und gar unwahrscheinlich. Bigamie! Es ist ein Fall, der in den unteren Volksschichten in Folge mangelnder Geisteskenntniß bisweilen vorkommt. In den gebildeten Kreisen, in welchen man über die Gesetze doch im Wesentlichen unterrichtet ist, und auch meist einen Rechtsanwält zur Seite hat, gehört der Fall zu den allergrößten Seltenheiten. H. Sternau, recto Wille, Mitredacteur der »Tages-Chronik« — es war fast ungläublich!

»Der Herr hat am End' ein Glas! zu viel trunken!« brummte der alte, gemüthliche Amtsdienner, und der Secretär fragte mit scharfer Betonung: »Wissen Sie denn, was Bigamie ist, lieber Herr?«

»Sie halten mich für einen Verrückten,« sagte Hellmuth finster; »ich aber bin ganz vernünftig. Ich habe mich am 16. April 188* mit Gerda Lubowa, Schauspielerin, in der Zwölf Apostelkirche zu Berlin trauen lassen. Nach einem Jahre strengte ich die Scheidungsklage an, die ich jedoch nicht durchzuführen vermochte. Da meine Frau nach San Francisco, später nach Texas ging und gänzlich verschollen schien, habe ich mich am 21. September 188* mit Fräulein Dorothea Hartmann in der hiesigen protestantischen Kirche trauen lassen. Dies der Sachverhalt.« Der Beamte war überzeugt. Und Hellmuth wurde nach einer Zelle des Untersuchungsgefängnisses abgeführt.

Das Glück war ihm hold — er war in derselben allein. Die Thüre fiel zu, der Schlüssel wurde abgezogen... Er saß auf das dürftige Bett, so tief erschöpft, daß er fast nicht mehr im Stande war, zu leiden.

Zu viel hatten ihm diese beiden letzten Tage auferlegt. Vielleicht hätte er sich sofort getödtet, als er heute sein sonst so glückseliges Heim verließ. Aber sein Revolver war in eben dem Zimmer verwahrt, in welchem Gerda zurückgeblieben war. Und so kam er einigermaßen zur Besinnung. An feige Flucht durfte er nicht denken; vielmehr mußte er darauf bedacht sein, Doris zu retten. Wenn er litt, so litt er nur noch an ihrem Leide. Hätte sein Tod ihr genügt, er hätte seinem Dasein mit Wonne ein Ende gemacht. Aber dieser Tod schritt alle Möglichkeit ab, je wieder gut zu machen, was er an ihr gesündigt hatte. Er mußte also leben. Zunächst sühnen, was er an dem Gesetze gefehlt; das wollte er mannhaft thun. Seine Ehe mit Doris würde ungültig erklärt werden. Es bedurfte aber nur der Scheidung von Gerda und des vom preussischen Justizminister zu ertheilenden Dispenses, um eine zweite, rechtsgültige Ehe mit Doris einzugehen. Und diese Scheidung erschien ihm jetzt mit einem Schlage erreichbar. Heute Morgens, als er Gerda's »Freund«, Herrn Dobransky, kennen lernte, dachte er nicht an diese Scheidung — konnte er nicht daran denken; ihm war nur daran zu thun, Gerda's Schweigen zu erkaufen. Nun aber erinnerte er sich der offenerzogenen Erzählung des »Freundes«. Ohne Zweifel werde derselbe zu einer Aussage zu bewegen sein, welche einen Treubruch constatirte und so endlich seinem Proceß die entscheidende Wendung gab.

Sofort stand klar vor seiner Seele, was er thun mußte: sich dem Gerichte stellen, seine Strafe abbüßen, und dann eine zweite, rechtmäßige Ehe mit Doris anstreben.

Bevor er das »graue Haus« aufsuchte, wie das Landesgericht im Volksmunde heißt, betrat er eine kleine Weinstube und ließ sich Schreibzeug geben. Er schrieb nur wenige Worte an Doris:

»Vertraue mir — ich werde Alles sühnen, Alles gutzumachen suchen. Vergib mir indeß, wenn Du kannst.«

Diesem Briefe schloß er die Summe bei, welche er für Gerda aufgebracht hatte. Die Gläubiger, welche er sich damit geschaffen, konnten sich an seinem immerhin werthvollen Mobilar, an seinen Büchern und Manuscripten schadlos halten. Bei Doris' Sparsamkeit und Bescheidenheit konnte das Geld hinlänglich auf zwei Jahre für sie und die Kinder ausreichen. Er übergab den an Doris' Mutter adressirten Brief der Post, und trat dann den schweren Gang nach dem grauen Hause an.

Und nun war er allein mit sich selbst.

Er war betäubt, aber nicht zerichmettert. Nur ein Unglück gab es, das ihn zerichmettert hätte — wenn Doris ihn nicht mehr liebte, sich ganz von ihm wenden würde. Aber das vermochte er nicht zu glauben. Sie hatte in ihrem einfältigen Pflichtgefühl verweilt, der rechtmäßigen Frau Platz machen zu müssen. Aber sie vergab ihm — sie liebte ihn noch — er wußte es ganz genau.

Er dachte an Doris, wie er sich als kleiner Knabe den lieben Gott vorgestellt. Der liebe Gott ist immer gut, verzeiht immer, hat Erbarmen, sorgt liebend für uns, und kann uns nie verloren geben. Und ganz so gut und treu war Doris. Wie aber der Gott seiner Kindheit stets mit holden Engeln umgeben war, so sah er auch Doris in dieser Stunde nicht allein. Zwei süße, engelshöne Wesen umschwebten sie und schienen Doris' Blicke in die Ferne zu lenken, schienen seine schmerzlichen Seufzer ihr zu übermitteln. Seine Kinder standen zwischen ihm und Doris — Fürbitte einlegend für den armen Vater, der keine Stunde ihres Daseins gelebt hatte, ohne ihrer zu gedenken... sie würden ihm Doris erhalten, komme, was da wolle!

Lächelnd schlief er ein.

Am folgenden Tage hatte er das erste Verhör bei dem Untersuchungsrichter zu bestehen. Sein einziges Bestreben war, dem Richter von der völligen Schuldlosigkeit seiner Frau zu überzeugen. Sie war von ihm getrennt worden. Er hatte sich gleich bei seinem Kommen als »geschieden« melden lassen — so lag für sie kein Grund vor, diesen Punkt je wieder zu berühren. Sein schlichtes und offenes Bekenntniß gab dem Richter keinen Anlaß, an seiner Aussage zu zweifeln — im Gegentheil: schon nach dieser ersten Vernehmung war das Herz des Beamten — wieder eines echten Wiener's — für Hellmuth gewonnen. So würde also Doris mit der bloßen Zeugenaussage davonkommen. Er hatte das aufgenommene Protokoll unterzeichnet und wartete darauf, wieder abgeführt zu werden; da rief ihn der Richter an: »Hören Sie, Herr Wille, es hat sich heute Jemand mit der Bitte an mich gewendet, Sie sprechen zu dürfen. Ich mußte das ablehnen, weil die betreffende Person selbst in den Proceß verwickelt werden könnte, und weil Sie noch nicht verantwortlich vernommen waren. Sie müssen mir's schon glauben — der Beamte hatte den Amtston gänzlich fallen lassen — daß ich eine Unterredung noch nicht gehalten durfte. Was ich aber von Amtswegen anordnen könnte, wäre eine Confrontation... wohl verstanden: das ist eine Gegenüberstellung, bei welcher Sie nur auf meine Fragen zu antworten haben... Ich will hoffen, daß mich meine gute Meinung von Ihnen nicht täuscht — daß Sie mir keine Schwierigkeiten bereiten!«

Hellmuth verneigte sich tief vor dem Richter. Die beiden Männer hatten sich verstanden.

Der Untersuchungsrichter zog die Glode und wies den eintretenden Diener an, die »Zeugin« eintreten zu lassen. Dann wandte er sich zum Fenster, um nunmehr seine ganze Aufmerksamkeit den Täuhen zu widmen, die sich draußen auf dem Fensterbrett das Gesieder putzten. Der Protokollführer aber steckte die Nase in seine Acten; er mochte wohl sehr kurz-sichtig sein. Nur die Sonne, die von einer leichten Wolke bedeckt gewesen war, trat hervor und sah goldig lächelnd, herein in das düstere Bureau des »graunen Hauses«. Der Justizwächmann öffnete die Thüre, und Doris trat herein — den kleinen Leo auf dem Arm, Helmine an der Rockfalte. Und das helle, dünne Kinderstimmchen Helminens unterbrach allein die feierliche Stille des Raumes: »Papa! Papa!«

Ganz so wie damals in dem armeneligen Stübchen in Peruals, schwebte Doris unhörbaren Schritten, lächelnder Miene auf ihn zu — er öffnete die Arme weit, weit, und schloß Weib und Kinder an sein Herz. Er sprach kein Wort, aber er stieß einen Jubelschrei aus — es klang wie ein Jauchzen! Doris liebte ihn ja, wie sie ihn je geliebt hatte — was konnte ihm überhaupt noch geschehen? — was konnten Welt und Menschen ihm noch anhaben?! Auch sie sprach kein Wort, und dennoch verstand er Alles, was sie ihm sagen wollte...

Wie sie sich so schon bittend an ihn schmiegte, bat sie ihn um Verzeihung, daß sie sich einen Augenblick lieblos von ihm gewendet hatte. Und in seiner stürmischen Umarmung, seinen tiefen Küssen lag die Antwort: »Du hast mir noch viel, viel mehr zu verzeihen!«

Dann saßen sie sich tief, tief in's Auge. Nun war Alles vorüber, Alles überwunden — sie gehörten einander fester und inniger denn je zuvor, und in einem festen Händedruck gelobten sie sich getreuliches Dulden und Ausdauern in den Tagen, die jetzt kommen sollten. Sie verlobten sich heute zum zweiten Male. — Sie hatten jetzt die Feuerprobe furchtbaren Leides überstanden; diese Stunde gab ihrem Bunde die höchste Weihe — die Weihe erlittenen Schmerzes. Niemals vorher hatte er so freien Sinnes sein Weib an's Herz drücken können.

Das böse Gespenst war besiegt — es entwich, wie höllisches Gebilde den Heerschaaren des Himmels weicht! Schuld und Schmerz entschwanden wie Schatten vor dem sieghaften Lichte — himmlischer Friede senkte sich auf die schwergeprüften Häupter der beiden Gatten.

Die Tauben schienen den Richter nicht fern zu interessieren. Er trat an seinen Schreibtisch, und fragte ganz im Amtsstyl:

„Erkennen Sie die Dame als jene an, mit der Sie eine zweite Ehe eingegangen sind?“

Hellmuth richtete sich hoch auf, und rief mit voller, warmer Stimme: „Ja!“

Das klang so feierlich, so einem neuen Eide gleich, und die niederen Mauern des engen Raumes bebten sich und wölbten sich, und stiegen hoch empor. Und aus der Höhe meinte Doris es zu vernahmen wie ein segensvolles „Amen!“

V.

„Sie sind ja ordentlich fidel!“ sagte Doctor Kupfa, grenzenlos verblüfft. Er hatte — wenige Tage vor der Hauptverhandlung — die Erlaubniß erteilt, seinen Freund und Kollegen zu sprechen.

„Das stünde mir schlecht an, Herr Doctor!“ versetzte Hellmuth.

„Auch bin ich weit entfernt davon! Aber — das ist wahr: mein Herz ist nicht so schwer, nicht so beklommen, als es sonst bei einem Angeklagten, einem Schuldbeladenen der Fall sein mag. Diejenige, welche mein Vergehen am schwersten trug, hat mir vergeben. Und die Andere — gegen die fühle ich mich kaum verschuldet. Auch ist mir dieser Tage eine Nachricht zugelommen, welche mich hoffen läßt, daß ich das Geschickliche in absehbarer Zeit vollständig werde sühnen können. Mein Anwalt in Berlin theilt mir mit, daß meine erste Frau mit großer Energie die Scheidung, in welche sie nun selbst willigt, betreibt. Ich kenne zwar die Beweggründe für diesen plötzlichen Meinungsumschlag nicht...“

„Aber ich kenne diese Gründe!“ unterbrach ihn Kupfa vergnügt.

„Sie werden staunen!“ Er rückte sich zurecht und begann: „Das muß ich schon sagen, Freundel, als Ihre Frau damals bei mir war — nehmen Sie's nicht übel — da that sie mir leid — sehr leid! Aber hernach, als ich Gelegenheit fand, tiefer in die Sache hineinzuschauen — ich hab' inzwischen auch der Frau Doris einen Besuch gemacht — na, nur keine Nührung! Dazu haben wir nicht Zeit! — da sagte ich mir, die Sache muß doch wohl anders liegen, und ich nahm mir vor, Ihre erste Frau näher kennen zu lernen. Das hat sie mir nun nicht eben schwer gemacht. — Nun will sie — denken Sie nur — heiraten. Zuerst mich! Als ob ich nicht an Dreien genug hätte! Und dann kam sie mit der Wahrheit heraus: einen alten böhmischen Jüdergranden, der noch an ihre Tugend glaubt. Und ich soll mich dazu hergeben, ihn durch meine Werbung um Frau Gerda in seinen Entschlüssen zu bestärken, zur Eile anzuspornen. Was sagen Sie dazu?“

Und ehe noch der sprachlose Hellmuth ein Wort erwidern konnte, fuhr sein erregter Gönner fort:

„Anfangs wollte ich grob werden, wollte ihr einen Hunderte auf den Tisch legen, und ihr danken für den Nachmittagskaffee, den ich

einige Male bei ihr genommen hatte; dann aber bedachte ich, ob es nicht in Ihrem Interesse läge, wenn der Jüdermann das süße Weib bekäme, und da gab ich nach — schrieb an sie, sie müsse sich entscheiden. Sie hat natürlich diesen Brief dem Herrn aus Besseltz gezeigt, und der ist auf den Bein gegangen... Verstehen Sie jetzt, weshalb die Gute so plötzlich von Ihnen loszukommen wünscht?“

Hellmuth athmete tief auf. Wieder sah er einen von den Felsensteinen verschwinden, die seinen Weg zu Doris sperrten. Fast gleichzeitig mit seiner Beurtheilung vor dem Wiener Schwurgerichte würde vor dem dreizehnten Civilsenate in Berlin seine Freisprechung erfolgen! In bewegten Worten wollte er seinem Freunde danken; dieser aber schnitt ihm, sich erhebend, wiederum die Rede ab:

„Da gibt's nichts zu danken! Mein Geschäft ist übrigens noch nicht beendet. Gekoren hat ein Schwiegersohn Dobransky's, ein vernünftiger Mann, wie's scheint, an mich geschrieben. Er wußte, daß ich Frau Gerda kenne, sein Schwiegervater selber habe darauf hingewiesen, daß ich im Begriffe stand, sie zu heiraten. Und nun solle ich ihm ehrlich sagen, ob denn die Kinder Dobransky's nicht Recht hätten, sich gegen diese Heirat aufzulehnen.“

Neber das breite und dennoch geistvolle Gesicht des großen Stuhlisen zog ein Lächeln tiefinniger Befriedigung; seine Geschichte hatte eine Pointe, und diese Pointe sparte er sich für das Schlusscapitel auf.

„Was werden Sie ihm antworten, Herr Doctor?“ fragte Hellmuth.

Kupfa sah schon wieder ernst aus.

„Wer weiß,“ sagte er, „vielleicht haben Sie Ihrer ersten Frau doch Unrecht gethan. Sie ist noch heute eine interessante und liebenswürdige Person.“

Hellmuth blickte erkannt zu ihm auf. Er mußte den Doctor vorher wohl mißverstanden haben. „Ja,“ meinte er, „das habe ich natürlich auch einmal geglaubt — nur habe ich nachher meine Ansicht geändert.“

„Ja freilich,“ seufzte Kupfa, „das weiß ich aus Erfahrung — in der Ehe ändert man manchmal die Ansicht, die man als Bräutigam hatte, besonders, wenn man ein ganz unferdiges, grünes Ding heiratet. War ja wohl Ihr Fall! Wenn Sie Ihre Frau jetzt heirateten, würde es anders ausfallen. Ich bin zu dem Schlusse gelangt, daß die Mädchen, die wir freien, zu jung, zu unerfahren sind. Aber solch' eine Frau, die es gelernt hat, den häuslichen Heerd schmerzlich zu entbehren, die sich in fremde Sitten, fremde Menschen fügen mußte, die unter abhängigen Verhältnissen leben lernte, die müßte eine tüchtige Frau abgeben.“

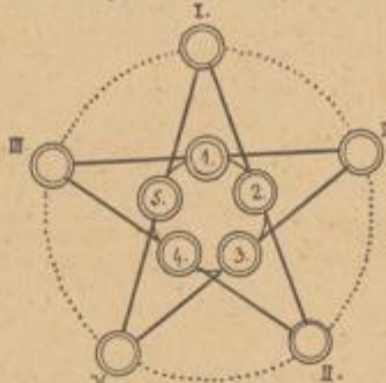
Hellmuth riß die Augen weit auf.

„Sie sprechen ja ganz so, Herr Doctor, als ob Sie nun das Rechte gefunden zu haben glaubten!“

Kupfa wehrte sein lächelnd ab. „Es ist nur Mitleid, Liebster, nichts als Mitleid... Im Uebrigen, haben Sie Ruth, Freundel — wir denken inzwischen schon an Frau Doris auch... Servus!“ (Schluß folgt.)

Räthsel.

Deuartiges Drudenkreuz-Räthsel.



A, A, E, L, M, M, T, T, U, U.

Vertheile 10 Buchstaben nach so in die Scheitel jeder zu schreiben, daß in den 5 Ecken des quadratischen Kreuzes je dreizehntige Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

- I. II Schiffstiel.
- II. III. Sagenhafte Königin von Burgund.
- III. IV. Buchstäblicher Kaiser.
- IV. V. Stadt in Württemberg.
- V. I. Das Ende eines gewissen Spiels.

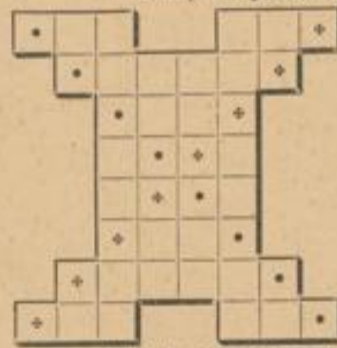
Nach richtig erfolgter Einzeichnung nennen die Buchstaben in den mit Zahlen versehenen Ecken, in arithmetischer Folge gelesen, eine Insel im Mittelmeer.

Botanisches Verflecht-Räthsel.

Durch die Schlemmergräber in den Wägen und ihre perlengleichen Zähne hat Ameli das Herz des Peters erobert.

In obigen Zeile verbergen sich — in aufeinander folgenden Buchstaben lesbar — 6 Wörter. Welche sind sie?

Ausstellungs-Silben-Räthsel.



- a, a, am, chol, chol, do, el, ez, plo, mü, mo, no, ra, r, ru, sporn, su.
- Das man vordere 17 Silben lehrweise so in die Felder obiger Figur geschrieben, daß die waagerechten Reihen Wörter von der ihnen beigegebenen Bedeutung geben, so werden die Buchstaben der vertikalen und bekreuzten Diagonalreihen, abwärts gelesen, eine allerliebste Scheuswörter der Internationalen Musik- und Theater-Ausstellung.

Arithmetischer Aberg-Räthselprung.



Das man das eingeschriebene Motto aus Goethe's „West-östlichen Divan“ herausgebracht, so schreibe man, den Text folgend, in die Felder die Zahlen von 1-16 und man wird finden, daß die Addition der Ziffern in den drei horizontalen Reihen je eine gleiche Summe, nämlich 36 gibt.

Räthsel.

- Ich kenn' ein holdes Mädchen, — Sie nennt sich nicht Marie, heißt Gretchen nicht noch Käthchen — So rath': Wie heißt sie?
- Stehl ihrem Namen schnelle Den letzten Laut mit Ach, Und da erlöset zur Stelle, Von welchem Stand sie ist.
- Nimm ihrem Stand dann wieder Das letzte Zeichen — ach! Dann sagen meine Lieder: Das Wort, das sie mir sprach.

Lösungen der Räthsel in Heft 22.

Wort-Räthsel: H O M E R O L I V E M I L A N E V A N S E R N S E

Buchstaben-Räthsel: U = der untere Schnitt des Buches; H = rechts der Schnitt des Buches; L = links und unten die Einfassung des Buchdeckels; A = oben und rechts die Einfassung des Buchdeckels; N und D = Monogramme in der Mitte.

Räthsel: Roma sagt, sie will wetzen, Daß, was an Tolleten Die „Glorie“ bringt, Damit sich zu vergleichen Und gar es zu erreichen, Wie einem Blatt geüht. Und da auch für uns Kinder Sich findet was nicht minder Belehrt als amüßig: So war Papa gleich willig Und hat, wie 's recht und billig, Die „Mode“ abgemitt.

Arithmetisches Räthsel: „Ich ging im Walde so für mich hin.“ Schwärz-Räthsel: Was — Ist — Was.

Für Haus und Küche.

Wiener Rostbraten. Vor dem Klopfen des Fleisches schneidet man Knochen, Haut und das zu reichliche Fett ab, womit unter Juthat von etwas Fleischextract und Suppengemüse eine kräftige Fleischbrühe bereitet werden kann. Soll das Fleischstück größer anstehen, so läßt man das eingewachsene Fett daran, macht aber Einschnitte in dasselbe, weil es sich in der Hitze mehr zusammenzieht als die übrigen Theile, wodurch dieselben einschrumpfen. Aus einem Stück lassen sich zwei Schenkel machen, besonders wenn statt des üblichen Gewichtes von 25, 30 Pfd. verlangt werden. Im Winter empfiehlt es sich, die Rostbraten, auf diese Weise vorgerichtet, geklopft und gelatzt, 24 Stunden zwischen Porzellanplatten liegen zu lassen; in der warmen Jahreszeit genügen hierfür einige Stunden. Das angerichtete Fleisch wird in folgender Weise gebraten: In einer Pfanne läßt man Schmalz heiß werden, wendet das Fleisch darin schnell um und bratet es auf harter Hitze ab, wirft etwas in Ringe geschnittene Zwiebel in das Fett, vergießt dasselbe mit etwas in Wasser aufgelöstem Fleischextract und servirt auf gewärmter Schüssel. Die Zubereitung darf nur einige Minuten in Anspruch nehmen.

Schwedische Rostbraten. Die wie oben vorbereiteten Rostbraten werden in Mehl umgekehrt. Dann läßt man Rindsmark, Zwiebel, Petersilie, Sardellen, gehackte Kapern und etwas weichen Pfeffer heiß werden und dämpft das Fleisch in einer verschlossenen Pfanne. Nachdem man es aus der Brühe herausgenommen hat, wird dieselbe mit saurem Rahm, Wasser und Fleischextract verdünnt und über die Rostbraten gegossen.

Französische Rostbraten. Die Schenkel werden mit Essig, Wasser, Fleischextract, gemischten Suppenwurzeln, die man unedelförmig schneidet, und einigen Pfefferkörnern weich gedünstet. Dann servirt man halb und halb Semmelbrösel und geriebenen Parmesanfäse darüber und begießt sie mit heißer, leicht gebräunter Butter.

Rindsjunge mit Hagebuttenauce (mitgetheilt von einer Abonnentin aus Böhmen). Eine weichgekochte Rindsjunge wird abgezogen, in Scheiben geschnitten und mit einer in folgender Weise bereiteten Sauce übergossen: Hagebutten werden mit halb Wasser, halb Weißwein gekocht. Inzwischen verlost man den Sud, in welchem die Junge gekocht wurde, mit Zimmt, Nelken, Kaugewürz, Citronenschale, gebranntem Zucker und einer dunklen Wehlchwitze (Eudrenn), passirt die Früchte hinein und rührt es durch, ohne es nochmals an das Feuer zu bringen.

Verwendung der Hagebutten für den Winter. Die Früchte werden nach einem trockenen Tage von der Stange genommen, der Länge nach aufgeschnitten, wobei man Stielchen von $\frac{1}{2}$ Centimeter daran läßt, entfernt und in einer dünnen, gut abgeseihten Zuckerlösung weich gekocht. Am nächsten Tage läßt man sie in Wasser, dämpft den Saft noch etwas ein und gießt ihn kalt nach. Gleiches Gewicht an Frucht und Zucker. Oder: Hagebutten als Marmelade. Die nach dem ersten Kochrost gepflückten Früchte läßt man durch vier Tage in einem Porzellangefäß stehen, worauf man sie in Hälften schneidet, von den Kernen und dem rauhen Fleisch reinigt und im Mörtel kocht. Hierauf werden sie mit etwas Wasser durch ein Sieb getrieben und mit Zucker im Gewicht des Fruchtmarkes bis zum Spinnen mit wenig Wasser gekocht; dann verrührt man lehterem löselweise langsam darin und läßt es fertig kochen. Eine auf Porzellan nicht stehende Porzellanplatte als Beweis, daß die nötige Dichtigkeit erreicht ist.

Hagebutten mit Trauben als frisches Compot. Erstere werden wie zur Marmelade vorbereitet und in gewässertem Wein mit Zucker nach Geschmack gekocht. Abgezupfte, angeguckte Traubenbeeren dünstet man sehr langsam in geipponnem Zucker, mischt beide Fruchtgattungen, rührt sie mit kurzem Saft an und vergießt sie mit dünnen Scheiben Citronat, Pistazien und großen Rosinen ohne Kerne. Sollte sich viel Saft abgefondert haben, so wird er dicker eingekocht und als Beigabe zu Rothkeant oder zu einem in Rost gedünsteten Lungenbraten verwendet.

Anna Forster.

Märchen.

Einem jungen Paare ward das erste Kind geboren; es war ein Sohn. Mutterstolz schwellte die Brust des jungen Weibes, das die Hand an der Wiege, friedlich lächelnd dalag. Mattigkeit zwang ihre Glieder in Bande; aber ein unendliches Glückgefühl hielt das schwindende Bewußtsein zurück. Und so, zwischen Wachen und Träumen, that sie die Frage: „Wozu soll ich den Knaben erziehen? Welche Eigenschaft soll ich von den Himmelskinder für ihn ersehen?“

Und ihr ward Antwort.

„Hör' ihm Rath ein! Erzieh' ihn zum Reichthum! Das Jahr-hundert wird ihn gebrauchen. Sieh'! Eine Riesenhand zeigte in die Ferne: rauchende Städte, zudende Menschenleiber, verwüstete Heimstätten — alle Grenz des Krieges. Schander ergriff ihre Seele.

„Von der Werkstatt des Erfinders geht das Licht aus, das die Welt erleuchtet; weih' Deinen Sohn der Wissenschaft.“ Wie mit einem Handerschlage glitt das ganze, lange Leben des einhainen Gelehrten an ihrem Auge vorüber; und wieder wandte das junge Weib sich ab.

„Das Vaterland bedarf des Staatsmannes; erzieh' Deinen Sohn zu seinem Dienste!“ Rathlos blickte sie umher; der ferne Buchenwald tauchte vor ihr auf, und Enttäuschung malte sich in ihrem Blick.

„Noch harren unentdeckte, weite Gebiete des Forschers; ihnen gib Dein Kind!“ Heiße Stürme wehten sie an mit giftigem Hauch. . . Und sie sah ihres Kindes Haupt sich zur Erde neigen.

„Was soll ich für ihn ersehen?“ murmelten die angstvoll zitternden Lippen.

„Energie! Wissen! Geist! Kraft!“ drang es auf sie ein.

„Bist' für ihn um sein täglich Brod!“ mahnte ein Wichtelmännchen, das auf ihrem Bette kostete. „Sieh' die ungezählten Tausende, die es entbehren!“

Und es erhob sich ein gewaltiges Brausen, wie von einer großen Menschenmenge, die näher und näher rückt.

„Bist' für ihn um Klugheit, und er wird die Welt regieren!“ rief ihr der gekrümmte Mercur von seinem Postamente zu.

„Hast Du an mich vergessen und mein rollend' Rad?“ neigte sich ihr Fortuna. „Um Glück mußt Du bitten?“

„Was ist Glück?“ schwirrte es um sie her. „Die Liebe ist das Glück!“ — „Recht ist das Glück!“ — „Ewige Jugend, Schönheit des Leibes, das ist das Glück!“

Wirk, geunglückt, wälzte sich die Mutter auf ihrem Lager. „Was soll ich erbiten?“ brach es wie ein Schluchzen aus ihrer Brust.

„Bitte um mich! Lehr' ihn alle Menschen umfassen in meinem Sinn, und Du hast ihm Trost gegeben für jedes Erdenteid, Du hast der Erde das Höchste gegeben, was ihr Sohn ihr bieten kann.“

„Wer bist Du?“ rief die junge Mutter, und sie streckte die Arme aus, um die zerlatternde Gestalt zu halten.

„Ich bin das Wohlwollen, und ich gebe aus dieser Welt.“ . . .
Regine Urmann.

Der „Cautium-Wein Sabarraque“, in keiner Art das einzige von der medicinischen Akademie in Paris genehmigte Präparat, ist ein gleichmäßig kräftiges und angenehmes Getränk, welches allen durch Alter, Krankheit, Ausschweifung oder Ueberarbeitung geschwächten Personen gut bekommt. Wir können mit Recht behaupten, daß der Cautium-Wein von Sabarraque das wirksamste und kräftigste aller bekannten tonischen Mittel ist.
Dr. Wahn, médecin principal des hôpitaux (Algier).

Nota. — In Betracht seiner Wirksamkeit nimmt man den „Cautium-Wein“ in der Dosis eines Eßlöffel nach jeder Mahlzeit.
1512

Von dem vorzüglichen Kochbuche: „Prato's Süddeutsche Küche“ liegt nun schon die 22. Auflage vor. Preis geb. 3 fl.

Der schönste, frischeste Teint wird erzielt durch Anwendung des berühmten Alpenblüthen-Euders von Otto Klement, em. Apotheker in Innsbruck. Vorräthig in Weiß, Rosa und Weißlich; große Schachtel 1 fl., kleine 50 kr. 1574

Kais. k. königl. Landesbefugte
Wäsche- und Leinenwaaren-Fabrik
Weldler & Budie,
k. r. Hof-Lieferanten, Wien, I., Tuchlauben Nr. 12.
Etablissement für Braut-Anstaltungen, Wäsche-Anstaltungen für Neugeborene.
Elegante Herren-, Damen- und Kinderwäsche.
Reich illustriertes Preisbuch franco und gratis.

Damen-Handarbeits-Specialitäten-
Geschäft **Ludwig Nowotny,**
Wien, I., Freisingergasse 6
seit 1825 bestehend.
Alle Arten Stickereien, Häkereien, Montirungen, wie sämtliche dazu ge-
hörige Materialien. Auch die nicht unter meinen Namen in der „Wiener
Möbel“ erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets
auf Lager. — Muster- und Auswahl-Sendungen auf Wunsch umgehend.

Sammelkästen zum Aufbewahren der **Wiener Mode-Hefte**
zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Clavier-, Harmonium-Etablissement u. Leihanstalt
Franz Nemetschke & Sohn
k. u. k. Hof-Lieferanten.
Wien, I., Blicherstrasse 7. — Baden, Bahngasse 23.

Tapissierie-Etablissement
Carl Seifert
Spiegelgasse 3
Wien
Handarbeiten in stylgerechter Aus-
führung, angefangen und fertig.
Montirungen aller Art. Materialien
der vorzüglichsten Qualität. Grasso
Auswahl in Häkellarbeiten, Posi-
mentieren etc. etc.
Sämmtliche in der „Wiener Mode“
erwähnten Handarbeiten und Ar-
beitsmaterialien sind vorrätig.
Preis-Courante mit 3 Stickmustern
gratis und franco. 1170